ne junge Frau, man weiß sogar ihren Namen, Marie Beville, die sich, wahrscheinlich ohne an die Belohnung zu denken, in das Kino setzte und den zwerchfellerschütternden Film ansah, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Was blieb dem Kinodirektor übrig — er mußte zahlen. Die Schöne entschwand und hinterließ bei den Zeugen der eben erlebten Szene die Neugier, worin der Grund zu ihrem unerschütterlichen Ernst wohl gelegen haben mochte. Man hat es nie erfahren. Nur die französische Zeitung „Le Radical" meint etwas schnippisch, Marie Beville sei sicherlich so traurig gewesen, weil ihr Gatte sich so sehr amüsiere. Einen Grund jedenfalls wird sie schon gehabt haben, die Marie Beville . . .

Elektrisches Schweißen im Eisenbahnbetrieb. In einem Vortrage über „Krieg und Schweißen" berichtete, „Engineering" zufolge, E. Wanamaker, der Elektroingenieur der Rock-Island-Bahnen, über die großen Ersparnisse, die durch Anwendung des elektrischen Schweißverfahrens für den Eisenbahnbetrieb erzielt werden können. Die Rock-Islandbahnen haben mit Hilfe ihrer elektrischen Schweißanlagen, die aus 33 Schweißeinheiten bestanden, erreicht, daß gegen früher 1400 Lokomotivtage im Jahre gewonnen wurden. Nach einer fünffachen Vergrößerung der elektrischen Schweißanlage hofft die Gesellschaft mit ihren derzeitigen 1600 Lokomotiven ohne Ankauf weiterer ihren gesteigerten Betrieb aufrecht zu erhalten. Nach gründlichen Untersuchungen hat Wanamacker außerdem festgestellt, daß sich, seitdem die 33 Schweißeinheiten in Betrieb sind, der Prozentsatz der in Ausbesserung befindlichen Lokomotiven fast durchschnittlich auf 10 v. H. vermindert hat.

Künstliche Kohle. Da die Beschaffung genügender Kohlenmengen so große Schwierigkeiten macht, hat man in Norwegen den Versuch gemacht, künstliche Kohlen herzustellen. Das Rohmaterial dafür bilden die an organischen Stoffen sehr reichen Ablaugen der Zellstoffabriken. Bei der Herstellung von Sulfitkohle nach dem neuen Verfahren des norwegischen Ingenieurs Strehlenert wird die Ablauge zunächst durch Zusatz von Natriumbisulfat von dem darin enthaltenen Kalk befreit und hierauf in einem Kocher auf etwa 110 Grad erhitzt. Sodann wird unter Einblasen von Preßluft bei einem Druck von 20 Atmosphären das Erhitzen fortgesetzt, wobei man eine breiige schwarze Masse erhält, die abgeblasen und auf einem Sieb vom Wasser getrennt wird. Die in der Ablauge enthaltene freie schweflige Säure wird zu Schwefelsäure oxydiert, die unter dem zur Anwendung gelangenden hohen Druck die in der Lauge enthaltenen ligninsulfosauren Salze zersetzt. Man erhält auf eine Tonne Zellstoff 540 bis 900 Kilogramm Kohle, die angeblich nur 4–5 Prozent Asche enthält und einen Heizwert von 6800 Wärmeeinheiten besitzen soll. Eine Fabrik, die jährlich 25 000 Tonnen Zellstoff herstellt, kann mit Hilfe von 8 Autoklaven von je 10 Kubikmeter Inhalt 22 000 Tonnen Kohle gewinnen. Die Kosten einer derartigen Anlage betragen etwa 600 000 Kr. Die Herstellungskosten für eine Tonne Kohle sollen in normalen Zeiten nur 5–6 Kr., unter den heutigen Verhältnissen etwa 10 Kronen betragen. Der so erhaltene Brennstoff soll entweder in feuchtem Zustand oder getrocknet in gleicher Weise wie Kohlenstaub verfeuert werden können. Es fragt sich, ob diese Berechnungen sich im Großbetriebe bestätigen werden.

Das Auto als Orden. Die tschecho-slowakische Republik hat ein Novum geschaffen: Das Auto als Orden. Sie hat nämlich dem gewesenen Finanzminister Raschin das Auto, in dem er das Finanzministerium zum letztenmal verließ, zum Danke für seine Wirksamkeit zur Verfügung gestellt. Endlich einmal, meint dazu ein Wiener Blatt, ein wahrer Kulturfortschritt! Was hatte denn ein pensionierter Minister davon, wenn er anläßlich seines „Abganges" seiner linksseitigen Brustverhüllungssammlung ein neues Kreuzlein oder Sternlein hinzufügen konnte? Oder der Scheidende erhielt ein anderes Pflästerchen; sein Blut — ehemals rotes Durchschnittsblut — wurde „auf Grund allerhöchster Entschließung" in blaues verwandelt, ein liebliches Adelsprädikat zierte den aus den politischen Wolken Gefallenen. Heute leben wir in einer demokratischen Republik. Heutzutage muß ein Politiker kaltes Blut haben, auf die Farbe legt man kein Gewicht. Monokel und Glacéhandschuhe sind im offiziellen Verkehr nicht mehr unbedingt nötig, und auch unter den Höchsten unserer Hohen ist es üblich, zum Reden den Mund zu verwenden, während die Nase ihrer ursprünglichen Verwendung vorbehalten bleibt. Was sollte heutzutage ein scheidender Minister mit einem (bereits abgeschafften) Orden anfangen? Nein? Die Tschechoslowaken haben den richtigen Ausweg gefunden. Man muß dem Scheidenden etwas Praktisches geben, etwas, für das er wirklich Verwendung hat. Raschin war der erste Glückspilz. Er hat ein Auto getriegt, möglicherweise sogar das Benzin dazu! Ein Auto, das ist etwas! Da weiß der Mensch doch wenigstens, wozu er Minister war!

Geflügelläuse. Je größer der Auslauf, desto wohler wird sich das Geflügel befinden und desto billiger wird sich die Ernährung gestalten, da die Hühner im Freien genügend Grünzeug und vor allem viel Käfer, Würmer und ähnliche Zukost finden werden. Ist man nicht in der Lage, das Geflügel während des ganzen Jahres frei herumstreifen zu lassen, so muß man den Laufraum einzäunen, und zwar am besten so, daß man ihn teilt und das Geflügel längere Zeit den einen Teil benützen läßt, während der andere sich wieder begrünen und erholen kann. Das Drahtgeflecht soll bis etwa 1 Meter Höhe ziemlich engmaschig sein, denn man glaubt nicht, durch was für geringe Oeffnungen sich die Küken drängen können. Weiter oben kann weitmaschiges genommen werden.

Lebensweisheiten. Die mit Verachtung auf den Feind nur blicken, die werden einst zur Flucht vor ihm sich schicken. — Wir sind nicht klein, wenn Umstände uns zu schaffen machen, sondern nur, wenn sie uns überwältigen. — Ein schönes Menschenkind, dessen Seele noch ungetrübt ist, gleicht dem Naturgemälde von Meisterhand, in welchem der Himmel dort oben auf das feinste abgetönt ist mit dem Wasser in der Tiefe. — Wenn du etwas an dir hast, was Spott verdient, so lenke selbst darauf ihn, du bringst dadurch die anderen zum Schweigen. — Bezahle, wie du wünschst, bezahlt zu werden. — Laß die Kosten deiner Vergnügungen nicht so groß werden, daß du notwendige Anschaffungen unterlassen mußt. — Sorge, daß du nicht durch allzuoft wiederholte Vorwürfe Anlaß zu neuen Verfehlungen gibst.

Künstlerhumor. Aus dem neuesten Heft der ausgezeichneten, bei Bruno Cassirer zu Berlin erscheinenden Zeitschrift „Kunst und Künstler" seien nachfolgende amüsante Künstleranekdoten wiedergegeben: Nicht nötig. Ein Freund Daumiers hatte gehört, daß dieser sich mit dem Gedanken trug, Aristophanes zu illustrieren. Bei einem Besuch kam das Gespräch auf das Thema: „O ja, Aristophanes!" rief Daumier begeistert. Der Freund sprach davon, wie viele ausgezeichnete Motive sich in den Komödien finden würden. Daumier nickte zustimmend: „Ja, ja!" und er fügte zögernd hinzu: „Gelesen habe ich noch nie etwas von Aristophanes."

Wilhelm Busch an die Gegenwart. Der humorvolle Busch sagt in der Einleitung zu den „Haarbeuteln":

Mein Sohn, du tust mir leid,
Dir mangelt die Enthaltsamkeit.
Enthaltsamkeit ist das Vergnügen
An Sachen, welche wir nicht kriegen.
Drum lebe mäßig, denke klug:
Wer nichts gebraucht, der hat genug.

Literatur.

Wieland, eine deutsche Monatsschrift, München. Heft 5 (August) enthält eine große Anzahl der charakteristischen Buchtitel von Th. Th. Heine, darunter mehrere farbige Wiedergaben. Das Titelblatt des Heftes ist ebenfalls von Heine gezeichnet. Außerdem steuert E. A. Weiß ein farbiges Doppelblatt bei. Von besonderem Werte sind acht Abbildungen von geschnitzten Holzuhren, groteske und phantastische Stücke, die hier zum ersten Male veröffentlicht werden. Der reichhaltige Textteil enthält Novellen, Gedichte und Glossen von Felix Braun, Karl Figdor, Ina Seidel, Arnold Ulitz, Gottfried Kölwel, Frant Thieß u. a. Preis 2 Mark.

Dr. F. Müller-Lyer, Der Sinn des Lebens und die Wissenschaft, (Die Entwicklungsstufen der Menschheit, 1. Band). 7. Auflage. Verlag von Albert Langen in München. — Das vorliegende Buch bildet den Grundstein zu den „Entwicklungsstufen der Menschheit", der gewaltigen Lebensarbeit Müller-Lyers, die sich, je weiter sie fortschreitet, mehr und mehr als das wichtigste, zugleich grundlegende, umfassende und aufbauende Werk der Soziologie erweist. Der Verfasser selbst nennt den „Sinn des Lebens" bescheiden eine Vorrede zum Gesamtwerk. Aber es ist eine Vorrede, die bereits die auf eine klare und knappe Urformel gebrachten Elemente aller folgenden Bände enthält. Und ferner zeigt das Buch, das glänzende Ueberblicke über die Gesamtgeschichte der philosophischen Richtungen von der vorhistorischen Zeit bis in unsere Tage gibt, auch schon das hochgesteckte, aber doch erreichbare Ziel des großen Soziologen: die Verbindung von subjektiver Glückseligkeit und objektiver Vollkommenheit des Lebens. An den Grundlagen, die das vorliegende Buch gibt, darf keiner vorübergehen, der die folgenden Bände liest, ja überhaupt keiner, der sich über die modernste und reichste aller Wissenschaften, die Soziologie unterrichten will. Die zahlreichen begeisterten Anhänger, die das Werk schon bei seinem ersten Erscheinen bei Kritik und Publikum fand, werden die Neuausgabe des Buches, das lange vergriffen war, aufs freudigste begrüßen.

Das neue Deutschland in Erziehung und Unterricht. Heft 7. Die Aufgaben der Realanstalten nach dem Kriege. Von Dr. Jakob Hacks. Verlag: Vereinigung Wissenschaftlicher Verleger, Leipzig.

Deutsche Gemeinwirtschaft ist das neue Losungswort, die Hoffnung auf den Wiederaufbau deutschen Wirtschaftslebens. Als ein Beitrag zu dieser so wichtigen Frage erschien soeben die Broschüre: „Das Ich in der Masse". Der Persönlichkeitswert im Gemeinschaftsleben von H. Bousset. Verlag H. Bousset, Berlin SW. 61, Tempelhofer Ufer 21. Der Verfasser tritt ein für die Demokratisierung der Betriebe (Betriebsrepubliken), sieht aber die Möglichkeit der Neuentwicklung in erster Linie in dem geistigen Neuaufbau, der das Ich in der Masse hervorhebt, und in völliger freier Hingabe an die Arbeit im Maschinenmenschen den Seelenmenschen findet. Das Reinmenschliche wird immer stärkste Triebkraft in sich haben!

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 63 Fernruf 4520

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung"

Nr. 66 Freitag, den 29. August 1919

Der rote Kersten.

Roman von Richard Skowronnek.

(14. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Der Herr von Leschenstein war zu der gestikulierenden Gruppe in der Ecke getreten, und Rabe-Christoph hatte Zeit, sich die um den Tisch sitzende Korona der Spieler ein wenig genauer anzusehen. Lauter tadellos und nach der neuesten Frackmode gekleidete Gentlemen, und darunter ein paar Gesichter, die ihm schon irgendwo einmal im Leben begegnet waren. Im Manöver, oder auf dem Rennen, oder irgendwo in besserer Gesellschaft; nur damals hatten sie statt des Fracks irgend eine bunte Uniform getragen. . . . Dort der Kleine mit dem frohblonden Kopf, das war, wenn er sich recht entsann, früher einmal ein Düsseldorfer Husar gewesen; mit dem breitschultrigen Hünen, der den Schnurrbart nach der neuen englischen Mode ganz kurz geschnitten trug, mit dem war er zusammen in Hannover auf der Reitschule gewesen, und der dort, dem Bankhalter gegenüber, der sich alle Augenblicke mit einer nervösen Handbewegung den Hemdkragen zurechtzog, der hatte vor ein paar Jahren noch die Uniform der mecklenburgischen Jäger getragen. . . . Aus und vorbei! Erledigt und abgehalftert, wie er, und von irgend einer Gosse nach dem großen Sammelbecken geführt, in dem sich die gebrochenen Existenzen zusammenfinden, alles was wurmstichig war und vor der Zeit abgefallen. . . . Und er mitten darunter, nichts Besseres als die übrigen, die den Fleck an der Brust unter einem weißgewaschenen und steifgestärkten Hemde bargen. . . . Der stieg's ihm bitter im Halse empor, und ein jäher Haß verdunkelte seine Augen. Ein Haß gegen die beiden Menschen, die ihm nach allem menschlichen Recht und Herkommen die nächsten hätten sein müssen auf dieser Welt, und ein Haß gegen sich selbst, daß er niemals, auch nur einen Augenblick lang, versucht hatte, sich aus Eigenem sein Schicksal zu schaffen. Immer nur mit dem wehleidigen Selbstbedauern herumgelaufen, dem hilfesuchenden Blick, ob nicht irgend ein Stärkerer herkam, der ihm sagte, das und das wird jetzt geschehen. . . . Und auch jetzt nicht, zu dieser Stunde, aus eigenem Willen hier, sondern verschleppt von irgend einem, durch den Zufall in den Weg gewehten Menschen, irgendwo in der Kneipe aufgelesen und gerade gut genug, um für ein paar Augenblicke die halb schadenfrohe Neugierde zu stillen: Na, bist du auch da, du stolzer Liebensteiner Kürassier, und hat's dich endlich auch einmal getroffen? . . . .

Ein Diener kam vorüber, er griff ihn in die Schulter und sagte so laut, daß die Herren an dem Tische unwillig die Köpfe wandten: „Sie dümmbeiniger Grasaff', eine Flasche Pommery, England extra dry, und der Deuwel hol das ewige Denken! . . . ."

Der Herr von Leschenstein war wieder zu ihm getreten, faßte ihn unter dem Arm und sagte lachend: „Entschuldigen Sie, meine Herren, aber mein Freund Kersten und ich — an der Aussprache und Deutlichkeit des Tones werden Sie meinen ostpreußischen Landsmann erkannt haben — ja, wir haben Wiedersehen gefeiert und ein wenig reichlich eingenommen." . Hie und da ein flüchtiges Lächeln auf den gespannten Gesichtern, das Spiel ging weiter. Der Herr von Leschenstein reckte sich empor bis zu Rabe-Christophs Schulter und fuhr leise fort: „Ihr Temperament in Ehren, lieber Kersten, aber Sie sind nicht mehr in Ihrem Liebensteiner Kasino. Wir murksen uns hier gegenseitig in höflichem Schweigen ab. Und es wird heute ein gewaltiges Schlachten geben, denn das eigentliche Spiel kommt noch. Sehen Sie dort auf der linken Coteseite den untersetzten Herrn mit dem tiefen Schmitz in der linken Backe? Das ist der Doktor L'Allemand — in seinen ehrlichen Zeiten hieß er Deutsch — und hat in Südafrika durch Minenspekulationen mehrere tausend Existenzen ruiniert und ungezählte Goldbarren zusammengeschlagen. Wenn er Lust hat, kann er den ganzen Klub zwei Dutzend Male auskaufen, obwohl heute ein paar sehr erfolgreiche Baissespekulanten in der Korona sitzen, die mit Canadian Pacific und Laura über die Maßen richtig gelegen haben. Für ihn ist dieses Spiel nur so eine angenehme Abendunterhaltung; seine Raubzüge macht er mittags in der Burgstraße oder telegraphisch nach London, eines jener großen Raubtiere, die der liebe Gott in einem Augenblick des Zorns über die Menschenbrut gesetzt hat, um endlich einmal alle Dummen auffressen zu lassen. Also sehen Sie, wie gelassen er einen der blauen Scheine nach dem anderen dem kleinen Nathaniel hinschiebt? . . . Das Spiel langweilt ihn, und er wartet nur auf den Augenblick, bis er den Bankhalter genugsam angefuttert hat, damit er die Hand abgibt. Dann setzt er sich an die schmale Seite — Spaß macht es ihm nur, wenn er die Karten selbst austeilen kann — und sagt mit einem ironischen Grinsen „Also, mein Herren, setzen Sie, was Sie lustig sind, die Bank hält über!" . . . ."

Der junge Mann mit der verschobenen Krawatte hatte Karten gegeben und deckte seine zwei Blätter auf Piquezehn und Carreauneun: „Großer Schlag." Die beiden Herren rechts und links schoben schweigend ihre Karten nach dem großen Sammelbecken in der Mitte des Tisches, und der Bankhalter zog die gewonnenen Sätze ein. Der Herr zu seiner Rechten stand auf und sagte mit einem affektierten Gähnen: „Sie haben mir heute zu viel Schwein, lieber Nath'" — er sprach den Namen englisch aus — „und ich werde mich für eine Weile lang ins Privatleben zurückziehen." . . . Der Bankhalter sah sich einen Augenblick lang fragend um. „Ja, meine Herren, ein Dutzend Schläge sind nur noch drinnen. Für mich ist's dann auch la fin, der Schluß und das Ende." Da nahm Herr von Leschenstein einen frischen Stuhl von der Wand — wie ein Spielzeug hob er den schweren Ledersessel in der Rechten — und schob ihn vor den Platz, den der Herr von der rechten Seite eben verlassen hatte.

„Also gut, lieber Nathaniel, Ihre Chance! Und damit Sie nicht bloß links auszuteilen brauchen."

Der Bankhalter gab die Karten, die Einsätze wurden gemacht, und er zögerte einen Augenblick, ehe er nach seinem Blatt griff.

„Keiner mehr, meine Herren?"

Da griff Rabe-Christoph in die Brusttasche.

„Einen Augenblick, bitte!" Als wenn's ihm einer ins Ohr gesagt hätte, „setz den ganzen Bettel auf einmal, dann hast du wenigstens einen guten Grund, von hier fortzugehen." Er nestelte mit unsicheren Fingern die kleine Brieftasche auseinander und legte die acht Tausendmarkscheine auf den Tisch, sein ganzes Vermögen. Aber was lag denn an dem bißchen armseligen Geld? Wenn's fort war, hatte man die Sorge weniger, es aufzubewahren, und für die Fahrt übers große Wasser sorgte schon der Herr Bruder. Dazu war er ja doch bloß hergekommen, um das räudige Schaf einzupacken und fortzuschaffen! . . .

Der junge Mann mit der verschobenen Krawatte sah seine Karte an und legte sie auf.

„Der Kleine! Piques und Treffsieben."

Die linke Seite warf die Karten nach der Mitte des Tisches, Herr von Leschenstein schob die beiden Blätter in der Hand ganz langsam auseinander.

„Hinterm Berg wohnen auch noch Leute! Der mit Recht so beliebte Große. Carreauzehn und Piqueneun!"

Der Bankhalter kassierte links ein und zahlte die rechte Seite aus. Mit einem herablassenden Lächeln, als wenn er sagen wollte: „Weshalb soll ich euch die kleine Freude nicht gönnen?" . . . .

Der neue Abzug war ausgeteilt, Rabe-Christoph hatte Einsatz und Gewinn stehen gelassen. Ein paar Herren von der Linken schoben ihre Einsätze über den weißen Scheidestrich nach rechts hinüber

„Ich gebe."

„Ich bitte."

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19190829027/fragment/page=0001

„Ich bleibe."

Zwei Karten wurden ausgeteilt, der Bankhalter hatte die seine mit einem kurzen Ruck auf den Tisch geschnellt.

„Bac! Beide Seiten gewinnen, falls nicht im letzten Augenblick ein Wunder passiert. Vier und sechs? Also bon!"

Der Herr von Leschenstein wandte sich auf dem Stuhle um, faßte Rabe-Christoph in die Rockklappe und zog ihn zu sich herunter.

„Setzen Sie sich hinter mir auf den freien Stuhl, aber ruhig reiten mit den jungen Pferden! Tausend Mark sind für den nächsten Schlag genug, denn — ich fühl's in den Fingern — der geht kopphelster."

Rabe-Christoph setzte sich, aber schüttelte nur störrisch mit dem Kopf. „Der Dreck soll wieder fortgehen!" Und Einsatz und Gewinn, ein ganzer Haufen schon von braunen Scheinen, blieb auf dem Tische liegen.

Der Bankhalter zog ein wenig langsam ab, nachdem er einen unsicher fragenden Blick auf den Begleiter Leschensteins geworfen hatte. Dieser lange blonde Mensch, der eben ein Glas Sekt hinunterstürzte, verdarb ihm anscheinend die ganze Chance.

„Ich gebe."

Die linke Seite paßte, Herr von Leschenstein musterte sein Blatt.

„Ich bitte."

Eine Coeurneun wurde umgeschlagen, Herr von Leschenstein legte langsam die beiden anderen Karten daneben auf den Tisch, Coeurbube und Treffdame.

„Der ganz große Schlag."

Der Bankhalter kaufte und warf seine drei Karten über die Einsätze hinüber nach der großen Schale in der Mitte des Tisches.

„Eine mühsam zusammengequälte Eins ist natürlich weniger!"

Er zahlte die linke Seite aus, bei der rechten stockte er.

„Ja, meine Herren, die Bank ist erschossen. Hier stehen im höchsten Satz zweiunddreißigtausend, während in der Bank bestenfalls — einen Augenblick für einen kurzen Ueberschlag, meine Herren — ja, bestenfalls noch achtundzwanzigtausend und ein paar hundert stehen." Er schob das vor ihm liegende Geld mit einer kurzen Handbewegung zu dem Satze von Rabe-Christoph hinüber und erhob sich. „Darf ich bitten? Und eine kleine Revanche wenigstens, lieber Leschenstein. Möchten Sie vielleicht die Liebenswürdigkeit haben, mich dem Herrn, für den ich den ganzen Abend über im Schweiß meines Angesichts gespart habe, vorzustellen?"

Herr von Leschenstein lächelte.

„Aber gern! Herr von Kersten, genannt von Jablonski — Herr Alfred Nathaniel, in Firma Nathaniel, Seligsohn und Kompagnie. Ein reizender Mensch, lieber Kersten, aber heute ist ihm was Merkwürdiges passiert. Er hat zum ersten Male in seinem Leben eine Bank ohne Gewinn abgegeben."

Rabe-Christoph verneigte sich gemessen, und ein Gefühl, aus Widerwillen und Scham gepaart, stieg ihm empor. So weit also hatte er's glücklich gebracht, daß ein abgebrühter Spieler seinen Namen hier in diesem dunkeln Kreise nannte. Und mit einem Lächeln, als wenn er sagen wollte: „Sperr dich doch nicht und zier dich nicht, mein Junge, du bist ja nichts Besseres! Und jetzt abgestempelt für alle Zeiten!" ... Noch ein paar Dutzend Namen klangen an sein Ohr, die Herren in Frack und weißer Binde verneigten sich mit mehr oder weniger gelangweilten Gesichtern, je nach dem Grade klubmäßiger Vornehmheit, den sie markieren wollten, nur der strohblonde Kleine, der früher bei den Düsseldorfer Husaren gestanden hatte, kam auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand.

„Welch eine freudige Ueberraschung, lieber Kersten. Endlich haben Sie sich zu uns gefunden. Und ich hatte mir schon eine ganze Weile lang den Kopf zerbrochen, wo ich Sie unterbringen sollte, bis es mir jetzt bei Ihrem Namen endlich eingefallen ist. Wir waren vor jenen vier oder fünf Jahren zusammen in Spandau, und heute vormittag hat ein Herr im „Prinzen Wilhelm" Ihre Geschichte erzählt. Ganz laut, so daß man's an allen Nebentischen hören mußte, und gleich darauf kamen Sie höchst eigenhändig. Na aber, Sie haben inzwischen ja anscheinend sich auf den richtigen Weg gefunden. Brigade „eiserne Stirn", und viel vergnügter als heute vormittag."

Da spürte Rabe-Christoph ein Zucken im rechten Arm, als sollte er den Frechen, der ihn so ohne weiteres als einen Gleichtiefgefallenen begrüßte, niederschlagen. Aber der Herr von Leschenstein schob sich noch rechtzeitig dazwischen, als hätte er auf der Lauer gestanden.

„Keine Erzählungen, meine Herren, es fängt eine neue Bank an. Sie, lieber Kersten, dürfen die rechte Hand nehmen, und Hals- und Beinbruch, aber ich gehe auf die andere Seite. Ich trau' Ihrem Stern nicht mehr!"

Rabe-Christoph ließ sich schwer in seinen Stuhl fallen und schluchzte laut auf. Einen Augenblick lang nur, und ohne daß einer der Anwesenden es bemerkt hätte. An dem schmalen Ende des Tisches hatte sich ein lautes Durcheinander von Stimmen erhoben — die neue Bank wurde zerteilert — und Herr von Leschenstein war mit dem Strohblonden zur Seite getreten. Ein paar abgerissene Worte klangen zu ihm herüber: „In Frieden lassen ... nimmt's noch zu tragisch ... auch bloß ganz leicht angeknackst im Verhältnis zu uns .... rennt mit dem Gewinn weg! ...." Da wollte er aufstehen und die gewonnenen Scheine den beiden ins Gesicht werfen ... „Da habt Ihr den Bettel wieder und laßt mich gehen, ich will keine Gemeinschaft mit euch haben" ... aber die Glieder versagten ihm mit einem Male den Dienst. Wie eine Lähmung war es über ihn gekommen, und er stierte dumpf vor sich hin. Keinen Gedanken mehr im Kopfe, nur noch ein dumpfes Wehgefühl in der Brust, das ihm beinahe wieder in die Augen getrieben hätte. ...

Der neue Bankhalter, der unterjetzte Herr mit dem tiefen Schmiß in der linken Wange, hatte umständlich Platz genommen und teilte seinen ersten Abzug aus. Vor ihm lag ein hoher Stapel von Banknoten und daneben eine Brieftasche von beinahe unwahrscheinlichen Dimensionen. Er beugte sich ein wenig vor und deutete auf den wirren Haufen brauner und blauer Scheine, der dicht neben dem weißen Scheidestrich lag.

„Pardon, Herr von Kersten, haben Sie vorhin nur vergessen einzuziehen, oder soll das Ihr neuer Einsatz sein? Es geht mich ja eigentlich nichts an, nur ich meine ..." Er sprach den Satz nicht zu Ende, sondern sah den Herrn von Leschenstein mit einem vorwurfsvollen Blicke an, als hätte er sagen wollen: „Wie konnten Sie nur diesen total betrunkenen Menschen auf den Platz da setzen? Man kann mit ihm anständigerweise doch nicht spielen!"

Rabe-Christoph hörte die Worte und sah den Blick, aber er war unfähig, etwas zu erwidern. Er nickte nur und griff nach seinen Karten. Die Pause benützten die Herren, die auf seine Hand gesetzt hatten, ihr Geld auf die andere Seite hinüberzuschieben. Nur der kleine Strohblonde war ihm treu geblieben mit einem Einsatze von ein paar Goldstücken.

„Ich gebe," sagte der Bankhalter. Herr von Leschenstein auf der linken Seite kaufte.

Rabe-Christoph stierte einen Augenblick lang in seine Karten, ohne irgend etwas zu erkennen. Wie ein Nebel lag es ihm vor den Augen. Schließlich sagte er: „Ich bleibe."

Der Bankhalter kaufte die dritte Karte, einen König.

„Bac!"

Herr von Leschenstein warf sein Blatt in die große Schale.

„En cartes."

Jetzt fühlte Rabe-Christoph, daß er dem Spielgebrauch zufolge auch seine Karte aufdecken mußte. Mit unsicherer Hand warf er sie auf den Tisch. Piquezehn und Coeurzwei. Unter den Herren entstand eine Bewegung und halblaute Ausrufe schwirrten durcheinander. „Unerhört, total verblödet, da hört doch geradezu alles auf!" Der kleine Strohblonde beugte sich über Rabe-Christophs Schulter: „Pardon, Herr von Kersten, wenn ich Sie darauf aufmerksam mache, aber Sie dürfen unter fünf nicht passen, sobald noch andere Mitspieler auf Ihre Hand setzen."

Da richtete Rabe-Christoph sich in seinem Stuhle auf und ein jähes Anspannen aller Muskeln lief durch seinen Körper. Er sah mit flackernden Augen im Kreise um: „Wer sind Sie, meine Herren, daß Sie sich eine Kritik meines Verhaltens erlauben?" .... Peinliches Schweigen ringsum, der Bankhalter zuckte mit den Achseln und zahlte den gegen alle vernünftigen Spielregeln zustande gekommenen Gewinn aus. Und jetzt kam Rabe-Christoph mit einem Schlage das klare Denken wieder. Vor ihm auf dem Tische lag ein kleines Vermögen — er hätte ja ein Narr sein müssen, es so sinnlos weiter stehen zu lassen. Einmal mußte das Blatt doch auch gegen ihn schlagen! ... Und ihm war es plötzlich als raunte ihm eine fremde Stimme ins Ohr: Zieh ein, schon der nächste Schlag fällt gegen dich! ... Da streckte er den Arm aus und scharrte den ganzen Geldhaufen von dem weißen Scheidestrich nach seinem Platze zu. Nur einen Tausendmarkschein hatte er als neuen Einsatz stehen lassen.

Der Bankhalter wandte seine Karte um.

(Fortsetzung folgt.)

Gerechtes Schicksal.

Erzählung von C. Wellner.

(Nachdruck verboten.)

Dr. Herbert Goltz, der bekannte Chemiker, stand im Begriff, sich zum zweiten Male zu verheiraten. Er hatte seine erste Frau nach einjähriger Ehe verloren — man sprach von einem Unglücksfall auf der Reise. Da er sich in sehr guter Vermögenslage befand, war es ihm nicht zu verdenken, daß er sich dieses bildschöne blonde Mädchen, die Tochter eines armen Musikers, zur Lebensgefährtin nahm.

Hilde Goltz schien aber nicht besonders glücklich zu sein. Sie, die sonst der lachende Sonnenschein im Hause ihres Vaters gewesen, hatte einen sehr schwermütigen Ausdruck in den dunklen Augen und war still und zurückhaltend in jeder Weise.

Um so mehr strahlte Herbert im Glanze seines zweiten Ehegeluck. Er wußte, daß seine junge Frau eine blendende Schönheit war und es schmeichelte seiner Eitelkeit, wenn er mit ihr spazieren ging oder Theater und Konzerte besuchte; denn waren aller Augen auf sie gerichtet.

Mehr als einmal schon hatte er bemerkt, daß Doktor Schinner, der Hilde von Jugend auf gekannt, auffallend oft an denselben Orten erschien, wo auch er sich befand. Selten nur begrüßte er Hilde persönlich, wenn es aber geschah, so huschte jedesmal ein feines Rot über ihr blasses Gesicht, und Herbert vermutete, vielleicht nicht mit Unrecht, daß hier eine romantische, wenn auch harmlose Jugendliebe gespielt habe.

In Herberts stahlharten Augen funkelte dann ein teuflisches Licht und er sah seine junge Frau mit jenem faszinierenden Blick an, den sie so gut kannte und fürchtete — jenen Blick, der allein sie zu dieser Ehe gezwungen hatte.

Ja, es war kein Zweifel, Herbert Goltz war ein Mann von unbändiger Willenskraft und kannte genau die Macht seines Einflusses auf schwächere Naturen. Was er seiner Frau einflüsterte, wirkte stets wie ein unwiderstehlicher Befehl. Ohne es zu wissen und zu wollen, war sie im Grunde nichts anderes, als für ihn eine Sklavin, die er hypnotisierte.

Wenige Monate nach ihrer Vermählung hatte Goltz sowohl seine Frau als sich selbst mit einer ungemein hohen Summe bei einer Lebensversicherung eintragen lassen. Die Versicherung galt auch für den Fall eines Selbstmordes. Er versicherte Hilde, daß dies nur eine Maßnahme seiner zärtlichen Fürsorge sei und er als guter Ehegatte gar nicht anders könne, als für ihren Vorteil alle Möglichkeiten ins Auge zu fassen.

Auf ihren Einwand, daß er doch schon vermögend sei, hatte er lachend erwidert:

„Hast du schon jemals gehört, daß man zuviel Kapital haben kann? Sieh mal, wenn ich morgen sterbe, so bist du eine glänzende Partie für meinen Nachfolger."

Es war ein geradezu dämonisches Lächeln, mit dem er sie dabei ansah. „Wenn du aber sterben solltest — bei einem so nervösen und wunderlichen Menschenkind, wie du es bist, wäre ja sogar ein Selbstmord nicht ausgeschlossen — dann ist für deine Kinder ein anständiges Vermögen da."

„Meine Kinder!" dachte Hilde verwirrt. „O lieber Gott, ich möchte niemals Kinder haben. Ach, was ist das nur mit Herbert? Warum habe ich ihn geheiratet? Ich fürchte mich ja so namenlos vor ihm. Und er hat ganz recht, es wird schon noch dazu kommen, daß ich mein Leben wegwerfe —"

Langsam, langsam, wie der ewig fallende Wassertropfen den Stein aushöhlt, bewirkten Herbert eindringliche verbrecherische Einflüsterungen in Hildes weichem Gemüt das Anwachsen ihrer unglückseligen Melancholie.

Eines Tages verstauchte sich Hilde den Fuß, und da Herbert nicht zu Hause war, lief ihr Dienstmädchen zu dem ersten besten Arzt, um ihrer Herrin schnell Hilfe zu bringen.

Es war Dr. Schinner, der um die Ecke in der nächsten Straße wohnte.

Herbert lächelte dabolisch, als er nach Hause kam und von dem Unfall hörte.

„Nun, da haben wir ja plötzlich einen Hausarzt", meinte er, „der dir gewiß angenehm sein wird."

Hilde wurde dunkelrot und schüttelte den Kopf.

„Wir brauchen ja sonst nie einen Arzt", murmelte sie. „Aber es ist mir ganz lieb, daß Dr. Schinner kam, der mich schon viele Jahre kennt, weil er mit meinem Vater verkehrte."

Herbert hatte seinen entsetzlichen Plan genau zurecht gelegt und befolgte ihn Punkt für Punkt mit mathematischer Genauigkeit. Neuerdings flüsterte er seiner Frau, während sie einschlief, Suggestionen ein, die mit ungeheurer Macht wirkten.

„Töte dich!" lauteten diese Suggestionen in immer neuen Formen. „Am 20. Mai, nachmittags sechs Uhr, wirst du dich vergiften. Du nimmst die rote Flasche aus dem Giftschrank und tötest dich!"

Und am 20. Mai lag es wie ein Schleier über Hildes Geist. Den ganzen Tag schritt sie wie unter einer bleiernen Last einher, und das Dienstmädchen war Zeugin gewesen, wie ihr Gatte ihr liebevoll zugeredet und vorgeschlagen hatte, sie solle doch einen Spaziergang machen oder eine Freundin besuchen, das werde ihr den trüben Sinn schon verscheuchen.

Wenige Minuten vor sechs Uhr stand Hilde vor dem Wandschrank in Herberts Arbeitszimmer, in dem er seine Chemikalien verwahrte. Sie hatte den Schlüsselbund von seinem Schreibtisch genommen und den Schrank aufgeschlossen. Einem dumpfen Zwange gehorchend, griff sie nach einem roten Fläschchen, auf dem „Morphium" stand.

„Das ist schön", murmelte sie, „dabei schlafe ich gewiß schmerzlos ein und brauche nicht wieder zu erwachen zu diesem entsetzlichen Leben.

Sie setzte das Fläschchen an die Lippen. —

Ein Zufall — oder war es Fügung — wollte es, daß ihr Dienstmädchen in diesem Augenblick die Tür öffnete. Ihre Herrin war so sonderbar! Und was tat sie denn dort vor dem Giftschrank? Jetzt taumelte sie zu dem Ruhebett hin — leichenblaß sah sie aus — und aus ihrer Hand glitt ein Fläschchen zu Boden — —

„Allmächtiger Gott!" schrie das Mädchen. „Sie hat sich vergiftet!"

Ohne Besinnen stürzte sie aus dem Hause und jagte zu Dr. Schinner, der zum Glück zu Hause war.

„Um Gotteswillen, schnell — schnell — meine Herrin — Gift —" stammelte sie.

Dr. Schinner verstand sofort, um was es sich handelte. Mit fliegenden Händen raffte er einige Medikamente zusammen und kniete wenige Minuten später neben dem Ruhebett, auf welchem Hilde mit geschlossenen Augen lag.

Ein tiefer Seufzer entstieg seiner Brust; er sah auf den ersten Blick, daß noch nicht das Schlimmste geschehen, daß Rettung möglich war.

Den Bemühungen des Arztes und vielleicht noch mehr seiner Nähe gelang es, sie ins Leben zurückzurufen. Noch halbdämmert vom halben Traumbewußtsein, legte sie ihren Arm auf seine Schulter, lächelte selig und flüsterte:

„Endlich, endlich bist du da! Wie schön — o, wie wunderschön ist das!"

Seine Augen wurden naß. Er ahnte ja schon lange, was für Pläne dieser Teufel in Menschengestalt, ihr Gatte, mit ihr hatte. Und in seinem Herzen schwur er sich, nicht eher zu ruhen, bis er Hilde in Sicherheit gebracht und ihren verbrecherischen Mann entlarvt hatte.

* * *

Aber eine höhere Macht hatte bereits in die verbrecherischen Pläne Herberts eingegriffen. Zu derselben Stunde, da Hilde das Gift zu sich nahm, geriet Dr. Goltz unter ein Automobil, das in rasender Schnelligkeit dahergesaust kam. Nur noch seine Leiche konnte nach Hause gebracht werden.

Bunte Zeitung.

Am Totenbette Beethovens. In der großen Schubert-Veröffentlichung, die Otto Erich Deutsch im Verlage von Georg Müller erscheinen läßt, werden auch die erst kürzlich aufgefundenen Tagebücher der Brüder Franz und Fritz v. Hartmann wiedergegeben. Die beiden waren Studenten aus Linz, die enge Beziehungen zum Schubertkreise hatten und deren Notizen daher ein wahrheitsgetreues Bild des Lebens in den Wiener Musikerkreisen jener Tage zeichnet. Interessant ist da vor allen Dingen eine Eintragung Franz von Hartmanns unter dem 28. März 1827. An diesem Tage erfuhr er vom Tode Beethovens, eilt an dessen Totenbett und schildert seine dortigen Eindrücke folgendermaßen: Hinaus in das Schwarzspanierhaus, wo ich die Leiche des göttlichen Beethoven, der vorgestern um 6 Uhr abends starb, betrachte. Als ich in sein Zimmer trat, das groß und etwas vernachlässigt ist, wurde ich schon gerührt durch das traurige Aussehen desselben. Die Möbel sind spärlich darin angebracht, und nur das Klavier, das ihm die Engländer zum Präsent machten, sowie ein sehr schöner Sarg zeichneten sich darin an Schönheit aus. Auf einigen Stellen lagen Musikalien und einige Bücher. Es war noch kein Paradebett hergerichtet, sondern er lag noch auf der Matratze seines Bettes. Eine Decke lag über ihn, und ein ehrwürdiger Alter, den ich eher für seinen Diener als für seinen Totenwärter halten möchte, deckte mir ihn auf. Da sah ich sein herrliches Antlitz, das ich leider im Leben nicht hatte sehen können. Eine solche himmlische Würde, trotz der Entstellung, die er erlitten haben soll, lag über ihn ausgegossen, daß ich mich kaum an ihm sattsehen konnte ..."

Ulrich von Hutten über die Deutschen. Vor 400 Jahren schrieb Ulrich von Hutten: „Kriegsübung haben die Deutschen wie heutzutage keine andere Nation, und in Waffen sind sie unüberwindlich. Zum Herrschen dagegen sind sie weniger geschickt. So mögen und können sie wohl Reiche erobern, sie zu behalten aber und zu decken, sind sie nicht bedacht, und es trifft bei ihnen zu, daß sie zwar zu siegen, nicht aber den Sieg zu benützen verstehen."

Sie wird wohl Grund haben... In Meriden, einem kleinen Orte der Vereinigten Staaten, hatte der Besitzer des größten ortsansässigen Kinematographentheaters einen Preis von 10 Dollar für den ausgesetzt, der beim Betrachten eines bestimmten, durch seine Komik zwerchfellerschütternden Films ernst zu bleiben vermochte. Im Bewerbern fehlte es nicht. Aber — der Preis blieb ihnen versagt. Denn schon meist bei der dritten oder vierten Szene begann sich ihr Gesicht derart scheußlich zu verzerren, daß man ihnen den inneren Kampf anmerkte, in dem sie bald darauf erlagen. Sie plagten los und verrammelten sich draußen den Weg zu den 10 Dollars. Aber eines Tages erschien

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19190829027/fragment/page=0002